

In der nun vorliegenden Arbeit bietet Zinnhobler eine Darstellung der Geschichte der Theologischen Fakultät, dann beschäftigt er sich mit der Lehrkanzel für Kirchengeschichte, die 1773 errichtet wurde, nachdem einzelne theologische Disziplinen bereits ab 1672 in Linz gelehrt worden waren. Abgesehen von einer kurzen Unterbrechung in josephinischer Zeit durch die Errichtung der Generalseminare wurde das Fach Kirchengeschichte in Linz seit 1773 kontinuierlich gelehrt. Schließlich folgt der wichtigste Teil des Werkes, nämlich die Biographien der einzelnen Professoren für Kirchengeschichte. Durch diese Lebensbilder (15 Professoren und vier Supplenten, darunter auch der bekannte und lebenswürdige Prof. Josef Wodka) aus der Feder von verschiedenen namhaften Autoren wird auch der Wandel des Faches im Laufe der Zeit anschaulich dokumentiert. Die Reflexion reicht von der Aufklärung über die Restauration, den Ultramontanismus, den Integralismus und Modernismus bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Während ursprünglich und vor allem im 19. Jahrhundert Kirchengeschichte als Hilfsfach der Dogmatik gesehen wurde, gelangte man erst im 20. Jahrhundert zur Überzeugung, dass Kirchengeschichte ein selbstständiges Fach innerhalb der theologischen Disziplinen ist. Im Großen und Ganzen profitiert nicht nur das Fach Kirchengeschichte von dieser Darlegung, sondern auch die Geschichte der Stadt Linz, die Diözesangeschichte und schließlich die Historie des Landes Oberösterreich und damit auch jene von ganz Österreich.

Das 361 Seiten starke Werk, das durch ein sorgfältig erarbeitetes Orts- und Namenregister leicht erschlossen werden kann, ist wissenschaftlich fundiert, locker geschrieben und auch illustriert. Es gelingt den Autoren, die einzelnen Persönlichkeiten anschaulich und ausgewogen darzustellen, deren Bedeutung zu werten, deren Wesen zu charakterisieren und sie als Kinder ihrer Zeit hinzustellen. Für den Liebhaber der Kirchengeschichte stellt das Buch ein echtes „Schmankerl“ dar, dem man viele Leser wünscht.

Brixen

Josef Gelmi

■ ALBERIGO GIUSEPPE/WITTSTADT KLAUS (Hg.), *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils 1959–1965*. Bd 2: Das Konzil auf dem Weg zu sich selbst. Erste Sitzungsperiode und Intersessio Oktober 1962 – September 1963. Grünewald, Mainz 2000. (721) Ln. DM 128,-/S 934,-/sFr 122,-.

Etwas später als erwartet ist nun auch der 2. Band der Geschichte des Zweiten Vatikanums mit dem treffenden Titel „Das Konzil auf dem

Weg zu sich selbst“ erschienen. Hatte die Kurie gemeint, die von ihr vorbereiteten Schemata würden nach kurzer Debatte von den Konzilsvätern abgesegnet, so zeigte sich bald, dass die Kirchenversammlung eine Eigendynamik entwickelte, die von Papst Johannes XXIII., der schon in seiner Eröffnungsrede einen „Sprung nach vorne“ (20) angekündigt hatte, nicht unmaßgeblich gefördert wurde. Fortschrittliche Kräfte wie die Kardinäle Bea, Frings, König und Suenens und Theologen wie Congar, Lubac, Rahner und Schillebeeckx erwiesen sich als entscheidend, aber auch konservative Gestalten wie die Kardinäle Siri und Ottaviani und Theologen wie Tromp u.a. waren nicht unwichtig, weil sie ihre „Gegner“ zwangen, sich um Ausgewogenheit bei der Überarbeitung der vorgelegten Texte zu bemühen und um deren Annahme zu ringen.

Das in zehn Kapitel gegliederte Buch wurde von insgesamt acht Autoren verfasst, wobei das Fehlen deutschsprachiger Beiträge sehr zu bedauern ist, da ja gerade die Deutschen und die Österreicher nicht unmaßgeblich am Konzil beteiligt waren.

A. Ricardi verdanken wir eine sehr lebendige Darstellung über „die turbulente Eröffnung der Arbeiten“. Ein wichtiger Schritt zur Selbstfindung des Konzils wurde schon am 2. Sitzungstag getan, an dem Kardinal Liénart die Vertagung der vorgesehenen Wahl der Mitglieder der einzelnen Kommissionen erreichte (31). Dadurch wurde es möglich, dass die Konzilsväter einander etwas kennenlernen konnten und nicht einfach vorbestimmten Kandidaten ihre Zustimmung geben mussten. Die Bedeutung der Bischofskonferenzen und damit der bischöflichen Kollegialität begann sich abzuzeichnen. Unter der Überschrift „Das Konzil beginnt“ geht G.P. Fogarty vor allem auf die unter kurialem Einfluß vor Konzilsbeginn erarbeiteten Schemata ein. Über sie wurde bald große Unzufriedenheit geäußert, was besonders an den „Beobachtungen von K. Rahner“ und an „Bemerkungen von E. Schillebeeckx“ verdeutlicht wird. Unklar ist, was mit dem S. 95 genannten „deutschen Kolleg“ gemeint ist (Germanicum, Anima, Campo Santo Teutonico). Warum Johannes Wagner aus Trier als „Jean Wagner“ aufscheint, ist unerfindlich. Die Kuba-Krise, die auch das Konzil tangierte, wird m.E. zu ausführlich behandelt (113–124). M. Lamberigts rekonstruiert die interessante „Liturgiedebatte“, die von einem schon in der Vorbereitungsphase erstellten guten „Schema“ ausgehen konnte, das viel Zustimmung fand. Der Versuch der Unterbindung von Fortschritten mittels Personalentscheidungen (Kardinal Lercaro wurde nicht Vizepräsident der entsprechenden Kommission, und Bugnini wurde als

Sekretär durch Antonelli abgelöst, 129f.) ging aber längerfristig nicht auf. Die sensationelle Wahl des Linzer Bischofs Zauner in die Konzilskommission für Liturgie mit 2231 Stimmen, den meisten, die für einen Konzilsvater in eine der Kommissionen überhaupt abgegeben wurden, bleibt leider unerwähnt. Bischof Rusch von Innsbruck wird sowohl im Text (153) als auch im Register (709) „Rausch“ genannt. Die mühsamen Diskussionen in der Konzilsaula werden wohl zu eingehend behandelt (160ff.). Die seit Beginn der Kirchenversammlung sich entwickelnden Strukturen und Arbeitsweisen arbeitet H. Raguer präzise heraus, wobei auch er auf die Bedeutung der Bischofskonferenzen zur Meinungsbildung sowie auf sich bildende informelle Gruppen hinweist. Wie wichtig der „mitteleuropäische Block“ wurde, lässt ein Ausspruch von J. Rupp, Bischof von Monaco, erkennen: „Heute kommt das Licht aus dem Norden“ (242). Zu Konzilsbeginn machte man den Fehler, den Medien möglichst nichts über das Konzilsgeschehen mitzuteilen. Es kam zu recht substanziellen Bulletins wie dem folgenden über die Liturgiedebatte: „Von den Vätern, die um das Wort gebeten hatten, haben heute morgen [22.10.1962] zwanzig gesprochen, einige für, andere gegen das Schema“ (264). Auch hier war noch ein Lernprozess nötig. Kritisch wurde die Situation, wie G. Ruggieri in dem Kapitel „Der erste Konflikt in der Lehre“ zeigt, bei der in ökumenischer Hinsicht wichtigen Diskussion über das Schema „De fontibus revelationis“. In dieser Frage bezog der durch die Reformation hindurchgegangene Norden einen anderen Standpunkt (Wort Gottes als einzige Quelle, die sich in Schrift und Tradition manifestiert) als der Süden (zwei Quellen: Schrift und Tradition). Bischof Carli von Segni plädierte in diesem Zusammenhang dafür, „das Konzil und die Kirche nicht in die Hände der Deutschen fallen zu lassen“ (292). Auch beim Schema „De ecclesia“ wurden die Klingen zwischen den bestehenden Gruppierungen scharf gekreuzt.

Nach der Hitze der vorausgehenden „Gefechte“ war die Diskussion über das Schema von den „sozialen Kommunikationsmitteln“, worüber M. Lamberigts berichtet, fast eine „Entspannungsübung“ (316). Unter der etwas zu eng gefassten Überschrift „Der schwierige Abschied von der kontroversiologisch geprägten Ekklesiologie“ zeigt G. Ruggieri auf, wie mühsam und wie nötig das Ringen um die Sicht von Primat und Kollegialität war. Eingegangen wird auch auf die Debatten über „De revelatione“ und auf das (damals so genannte) „Schema XVII“ über die Kirche in der Welt von heute. Bei Ende der 1. Sitzungsperiode waren starke Dissonanzen festzustellen. Die fortschrittlichen Väter sahen eine not-

wendige Emanzipation des Konzils im Gange, die Männer um Ottaviani glaubten hingegen, sich „in einer Zeit der Dämonen“ zu befinden. Bei der Abschlussitzung am 8. Dezember forderte der Papst zum Engagement der Väter „in der Zeit zwischen den Sitzungsperioden“ auf und betonte die Wichtigkeit der neu eingerichteten „Koordinierungskommission“.

Sehr eingehend, vielleicht sogar zu eingehend, schildert J. Grootaers die Vorgänge während der „Intersessio“ vom Oktober 1962 bis September 1963, in die hinein auch der Tod Papst Johannes XXIII. und die Wahl Pauls VI. fallen. Da in der 1. Konzilsperiode tatsächlich keines der vorgelegten Schemata verabschiedet werden konnte, war in der „Zwischenzeit“, die der Autor treffend als Zeit der „2. Vorbereitung“ bezeichnet, tatsächlich viel Arbeit zu leisten. Hier ist nicht der Platz, die Ereignisse detailliert zu referieren. Jedenfalls begannen auch die Fronten zu wechseln. Manche „Römer“ liefen zu den „Barbaren“ über (422). Große Fortschritte wurden bei der Neufassung des Schemas „De ecclesia“ erzielt, das zum „Meisterstück der Zwischensession“ wurde (465). Beim Schema „De apostolatu laicorum“ (520ff.) hätte der nicht unwesentliche Anteil Österreichs Erwähnung verdient. Insgesamt setzte das Konzil den Weg der Selbstfindung und der Befreiung von der Vormundschaft der Kurie fort (584). Die Koordinierungskommission trug dazu bei, den Arbeitsrhythmus der Konzilskommissionen zu beschleunigen. Eine kleine Nebenbemerkung: In der deutschsprachigen Ausgabe des Buches würde ich „Brixen“ und nicht „Bressanone“ sagen (536 Anm. 221). Unter der etwas unklaren Überschrift „Ebbe und Flut zwischen den Zeiten“ fasst J. Grootaers die Ergebnisse und Entwicklungen, die sich während der „Intersessio“ abzeichneten, nochmals zusammen. Ein erzielter Fortschritt sei eigens hervorgehoben, nämlich der freiere, ja befreiende Umgang mit den Medien (668–670). Das Schlusskapitel „Die konziliare Erfahrung: selbstständig lernen“ von G. Alberigo benennt nochmals die Ergebnisse und würdigt die Rolle Papst Johannes XXIII. sowie der Koordinierungskommission. Natürlich kommt es dabei zu Wiederholungen. Der Rezensent würde aber dem Leser empfehlen (was er selbst nicht getan hat), dieses Kapitel, gleichsam als Einführung in den gesamten Band, zuerst zu lesen.

Abschließend wiederhole ich, was ich schon bei der Besprechung des 1. Bandes (ThPQ 146, 1998, 427–430) gesagt habe: „Hier ist ein Standardwerk im Entstehen“. Es finden sich aber auch Mängel. So ist die Zahl der Druckfehler nicht gering; das Abkürzungsverzeichnis ist leider unvollständig und ein Literaturverzeichnis fehlt, was die Iden-

tifikation bei Kurzzitaten mitunter beschwerlich macht. Vor allem aber werden keinerlei Angaben zu den agierenden Personen gemacht, ja nicht einmal deren Vornamen werden ausgeschrieben. Wenn etwa auf S. 190 ein „Martin“ angeführt ist und im Index drei Personen dieses Namens vorkommen (706), welcher ist dann gemeint? Auch ist es ja nicht unwichtig zu wissen, welche Funktion ein Konzilsvater oder ein Peritus hatte, was zumeist ebenfalls unerwähnt bleibt. Spätere Benutzer werden aufgrund ihres zeitlichen Abstands noch größere Schwierigkeiten mit den Identifikationen haben. Ich schlage daher (nochmals) vor, dass in den Abschlussband ein kleines Namenlexikon mit Angabe der entscheidenden Daten aufgenommen werden sollte.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ JUSSIE JEAN DE, *Petite Chronique*. Einleitung, Edition, Kommentar. Hg. von Helmut Feld. Philipp von Zabern, Mainz 1996. DM 78,-.

JUSSIE JEAN DE, *Kleine Chronik*. Bericht einer Nonne über die Anfänge der Reformation in Genf. Übers. u. hg. von Helmut Feld. Philipp von Zabern, Mainz 1996. DM 48,-. ISBN 3-8053-1870-7.

„Hütet Euch vor den reißenden Wölfen!“ – mit diesen Worten aus dem Matthäusevangelium 7,15 (vgl. Apg 20,29) warnt Jean de Jussie ihre Konventsschwester (und heutigen Leser) vor den Mächten der Finsternis in ihrer „Petite chronique“. Die Einführung des evangelisch-reformierten Glaubens in Genf 1526–1535 sah die altgläubige Klosterfrau als Gefahr für das Seelenheil und das Leben ihrer Mitschwester. Es hätte als Motto über ihrer Konventschronik stehen können. Aus der Sicht der altgläubigen Klarisse Jean de Jussie, welche die Einführung der Reformation in Genf als Augen- und Ohrenzeugin erlebte, kann der Leser einen Blick auf die bewegten Ereignisse werfen und sich auf unkomplizierte Art und Weise den fundamentalen theologischen Fragen der Auseinandersetzung zwischen katholischen und evangelischen Christen (im 16. Jahrhundert) nähern.

Die Chronistin Jean de Jussie gehörte einem reformierten Ordenszweig der Klarissen an, die sich nach Collet de Corbie Colletinerinnen nannten und innerhalb der sich rasch verändernden Bürgergemeinde in strenger Klausur lebten. Die Hinwendung zum „neuen Glauben“ brachte für das Kloster die Zerstörung der Klausur, ikonoklastische Aktionen und schließlich die Aufgabe des Klosters und die Flucht nach Annecy in das altgläubige Territorium des Herzogs von Savoyen. Nur eine Schwester des Genfer Konventes

trat freiwillig mit Unterstützung ihrer Verwandten aus und wandte sich dem von den Evangelischen – insbesondere für Nonnen – so hoch gepriesenen Gut der Ehe zu. De Jussie, die später im Exilkloster Äbtissin wurde, stand im Einklang mit den mittelalterlichen Frömmigkeitstraditionen der Kirche und fest zu ihrem „heiligen Orden“. Für sie blieben die Memoria für Verstorbene und das Gebet für das Seelenheil gemäß ihrer Ordensregel die Hauptaufgaben eines kontemplativen Klosterlebens. Die praktischen Nützlichkeitsabwägungen für das menschliche Dasein und die Hinwendung zu gemeinem Nutzen oder zur Ehe, Arbeit und Geburt, welche die Genfer Reformierten von dem Konvent forderten, lehnte sie für „gottgeweihte Jungfrauen“ strikt ab. Die Zerstörung von Heiligen- und Andachtsbildern, die deutsche Messe, die Verletzung der Klausur empfand sie als Ketzerei und Apostasie. So erwartete und beschrieb sie die Strafen Gottes für einzelne „Lutheraner“, wie sie die reformierten schweizerischen Evangelischen stark vereinfachend bezeichnete. Die „ketzerischen Lutheraner“ versuchten mit dem Mittel der Überredung, aber auch mit Gewalt die Klausur zu zerstören. Evangelische Predigten für die altgläubigen Klarissen wurden auch von Frauen gehalten, wobei die „schamlose“ und direkte Art der ehemaligen Äbtissin Marie Dentieré den besonderen Zorn der Chronistin erregte. In ihrer Chronik bettet sie die lokalen Geschehnisse in Genf in Ereignisse wie den Türkenkrieg oder die (politischen) Religionsauseinandersetzungen im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation ein. Sie berichtet als einzige zeitgenössische Chronistin (wenn auch nicht als Augenzeugin) von der Verbrennung Luthers in effigie („en fantosme“) in Rom 1521. Luther war wohl der erste Häretiker, dessen Bildnis neben seinen Schriften im Rahmen des „Justizvollzuges“ im Bilde verbrannt wurde. Bannandrohungsbulle und Exkommunikation waren vorangegangen.

Ihre französische „Petite chronique“ steht in der Tradition mittelalterlicher Konventschroniken. Sie war, wie der überlieferte Autograph de Jussies und eine Prachtausgabe mit Markierungen beweisen, für die Tischlesung im Exilkloster bestimmt. Das Wissen der Klarissen um die Geschehnisse während der Vertreibung aus Genf sollte wachgehalten und der Wohltäter der Schwestern gedacht werden.

Die Chronik erfüllte diesen Zweck bis zur Auflösung des Exilklosters 1793, denn die Schwestern nannten sich zum Beispiel im 18. Jahrhundert noch „Soeurs de Sainte-Claire de Geneve refugeez a Annecy“. Über die Jahrhunderte erschienen verschiedene Ausgaben, die allerdings den von der Chronistin selbstgegebenen Titel „Petite